

mark  
miller

GROSSES  
GEWINN-  
SPIEL!

UNS BLEIBT  
IMMER  
NEW YORK

ROMAN

PIPER

EINE SCHICKSALSHAFT BEGEGNUNG.  
UND EINE UNSTERBLICHE LIEBE ...

AB SOFORT  
IM HANDEL!



ISBN 978-3-492-06356-2, € 17,00 (D)

»Spannung, Action  
und Emotionen!«

*Gala*

## Mai 2020

New York, 28. Mai 2020, gegen 8 Uhr morgens. Sanft streicht die Sonne über die Dächer von Manhattan. Sie spiegelt sich in den Millionen Fenstern der Wolkenkratzer, leuchtet hell in die breiten Straßenschluchten, schleicht sich in das grüne Laub im Central Park, dringt durch die Schiebefenster, die Glaswände der Büros, die Fenster der Hochbahn.

Auf dieselbe Art dringt sie durch die drei Fenster in einen Künstlerloft in SoHo, Midtown Manhattan, ein. Sie beleuchtet den großen Körper, der ausgestreckt vor dem Fußende des zerwühlten Betts auf dem Fußboden aus Eichenholz liegt. Beleuchtet auch die Plakate von Hans Hofmann und Cy Twombly, die an den Wänden hängen, und den Hund, der winselnd die Dielen neben dem Körper zerkratzt.

Lorraine steht in der schweren Brandschutztür.

Von der Schwelle aus betrachtet sie die Szene. Wie betäubt. Angsterfüllt. Im nächsten Moment macht sie drei Schritte auf den Mann zu. Sie hört sich selbst seinen Namen sagen: »Léo!«

Keine Reaktion. Durch das große Loft, das von den fröhlich tanzenden Strahlen der aufgehenden Sonne erfüllt ist, geht sie weiter auf ihn zu. Innerlich ist sie wie erfroren. Er sieht unglaublich schön und ruhig aus in diesem Moment, als er da ausgestreckt auf dem Boden liegt.

»Léo!«

Stille. Bis auf das jämmerliche Winseln des Hundes, eines

Cockerspaniels, der seinem Herrchen jetzt mit dem Eifer und der Zärtlichkeit, die typisch für junge Hunde sind, übers Gesicht leckt. Seinem Herrchen, der im Sonnenschein überaus friedlich wirkt und die tierische Zuwendung über sich ergehen lässt, als schliefe er.

»Léo!«

Keine Antwort. Panik überkommt sie. Sie fällt auf die Knie, schüttelt ihn, schlägt ihm ins Gesicht. Schon rollen Lorraine die Tränen über die Wangen; sie glänzen im goldenen Morgenlicht.

»Léo! Bitte! Mach die Augen auf. Sag etwas. *Léo!*«

Sie beugt sich über ihn, sucht nach seinem Puls, seiner Atmung. Findet beides. Er lebt! Er atmet!

Zwanzig Sekunden später öffnet er seine großen hellgrauen Augen und richtet diesen lichtvollen Blick auf sie, der sie immer dahinschmelzen lässt. Er versucht zu lächeln, sein Gesicht ist kalkweiß.

»Lorraine? Du bist da ... Hab keine Angst ... Ruf einen Krankenwagen«, sagt er mit schwacher Stimme. »Jetzt, Liebling ...«

Erneut schließt er die Augen. Er atmet noch, ist aber offensichtlich wieder ohnmächtig geworden. Mit zitternder Hand holt Lorraine ihr Handy heraus. Die Tränen trüben ihren Blick. *Konzentrier dich!* Sie braucht zwei Anläufe, um die 911 anzurufen. Eine Stimme am anderen Ende der Leitung. Sie stammelt, bringt alles durcheinander. Die Stimme fragt sie ruhig nach ihrem Namen und ihrer Adresse »für den Fall, dass das Gespräch

unterbrochen wird«.

Die Worte sprudeln aus ihr heraus, aber die Frau von der Leitstelle unterbricht sie und fordert sie auf, noch einmal von vorn anzufangen. Das regt sie noch mehr auf. Diese Frau ist dermaßen ruhig, dass Lorraine beinahe die Beherrschung verliert. Sie atmet durch, spricht langsam und deutlich. Die Frau am anderen Ende der Leitung begreift sehr schnell, dass etwas Schlimmes vorgefallen ist, und bittet sie, am Apparat zu bleiben.

In diesem Moment öffnet er die Augen und sagt: »... ist nicht so schlimm ...«, um dann ein weiteres Mal das Bewusstsein zu verlieren. Es ist exakt 8:30 Uhr an diesem Morgen des 28. Mai 2020 in New York.

Sie sieht, wie sie ihn auf einer Trage, deren Rollen unangenehm quietschen, abtransportieren. Die untere Hälfte seines Gesichts bedeckt eine Sauerstoffmaske, die Sanitäter tragen Stoffmasken. Seine Haare, die sie bei ihrer ersten Begegnung ein bisschen zu lang fand, umrahmen sein schönes Gesicht mit den geschlossenen Lidern, und erneut spürt sie, wie die Angst von ihr Besitz ergreift. Sie schließt die Tür des Lofts hinter sich, wobei sie den Cockerspaniel entdeckt. Er sitzt allein mitten im Raum und hat den Blick auf Lorraine gerichtet, diesen traurigen, verlorenen und ratlosen Blick eines herrenlosen Hundes, und sie spürt, wie ihr ein weiteres Mal die Tränen in die Augen steigen. Dann begleitet sie die Sanitäter zum Aufzug.

Wooster Street. Die Hecktüren des weißen Rettungswagens vom *New York-Presbyterian Hospital* mit den orangefarbenen und blauen Streifen sind weit geöffnet. Die Tragbahre wird hochgehievt und gleitet in die Führungsschienen. Sie sieht Léo im Inneren des Wagens verschwinden, das Ding verschlingt ihn förmlich. Dann steigt sie wieder die Treppe hinauf und sucht ein paar Sachen zusammen, die er im Krankenhaus brauchen wird. Und weiß tief in ihrem Inneren und mit schmerzhafter Gewissheit, dass er nicht zurückkommen wird.

### Fünf Monate zuvor

Es regnete wie aus Eimern auf Paris an diesem Montag, dem 9. Dezember 2019. Sie klappte den Koffer, den sie in ihrer großen und ziemlich leeren Wohnung in der Avenue Barbey d'Aureville Nr. 1, nur wenige Schritte vom Eiffelturm entfernt, aufs Bett geworfen hatte, wieder zu.

Sie, das war Lorraine Demarsan, Tochter des verstorbenen François-Xavier Demarsan und seiner Frau Françoise Balsan.

Es war kalt in der Hauptstadt in diesem Dezember, und jetzt regnete es, aber Lorraine achtete nicht weiter darauf. In etwas mehr als zwei Stunden würde sie nach New York fliegen, wo es dem Wetterbericht zufolge schneite.

Lorraine mochte Paris, New York hingegen liebte sie.

Diese Stadt besaß eine Energie, eine Schwingung, die sie zu etwas Einzigartigem machte. Und sie hatte etwas Unergründliches,

eine Art Rhythmus, den nur New York und die New Yorker besaßen, dieses Völkchen, das sich so sehr von den Parisern unterschied und ihr dennoch unendlich vertraut war. Sie war zwar Französin, hatte die ersten sieben Jahre ihres Lebens aber im Big Apple verbracht. Bis ihre Mutter beschloss, mit Sack und Pack nach Frankreich zurückzukehren, weit weg von der Megalopolis, in der Lorraine aufgewachsen war. Deshalb wurde sie jedes Mal, wenn sie dorthin zurückkehrte, nicht nur von der atemberaubenden Magie dieser Stadt, sondern auch von dem Gefühl ergriffen, nach Hause gekommen zu sein.

Nachdem sie in Jeans und einen dicken Pulli geschlüpft war und sich ihren grauen Schal um Hals und Kinn gewickelt hatte, begann sie, im Zimmer auf und ab zu gehen. Sie warf einen Blick auf die Uhr: 16:09. In einer Minute würde das Taxi kommen. Sie ging zum Balkon und betrachtete ein letztes Mal den von Windböen gepeitschten Eiffelturm. Draußen tobte der Sturm, doch der eisernen alten Dame schienen die Elemente gleichgültig zu sein. Wie eine Herausforderung für die verstreichende Zeit ragte sie in den dunklen Himmel über Paris hinein und hatte ohne jeden Zwischenfall diverse Epochen, sämtliche Krisen und jedes Unwetter überstanden.

Lorraine wandte sich ab und überprüfte, ob ihr Reisepass sich in der Innentasche ihres Mantels befand. Sie wollte nur noch eins: im Flugzeug sitzen und sich von den Flugbegleitern umsorgen lassen. Sie würde ein oder zwei Gläser Champagner trinken, sich einen Film oder eine Serie anschauen und dann

unter der kuscheligen Decke und der Schlafmaske einschlafen, die Air France in der Businessclass zur Verfügung stellte. In diesem Augenblick wünschte sie sich nichts anderes, als weit weg zu sein, so groß war ihre Angst, so deprimiert war sie.

Dabei hatte Lorraine Demarsan mit ihren fünfunddreißig Jahren durchaus Grund, guter Stimmung zu sein. Beruflich befand sie sich auf dem Weg nach oben. Ihre Versetzung auf die andere Seite des Atlantiks bedeutete einen weiteren Schritt in ihrer makellosen Laufbahn. Die Werbeagentur DB&S eröffnete eine Filiale in New York, und sie sollte das Steuer in die Hand nehmen. DB&S wie Demarsan, Bourguine & Salomé. Paul Bourguine und Paul-Henry Salomé, ihre Geschäftspartner. Insgeheim nannte sie die zwei »meine beiden Pole«. Was sie tatsächlich auch waren, und zwar von jeher, obwohl die beiden wesentlich älteren Männer, alte Freunde ihres Vaters, sie manchmal auf eine Art bevormundeten, die ihr auf die Nerven ging.

Nichtsdestotrotz hatten sie beschlossen, Lorraine die Leitung der New Yorker Niederlassung anzuvertrauen, denn sie beherrschte die Sprache, war mit den kulturellen Besonderheiten vertraut und kannte diese Stadt und ihre Bewohner besser als jeder andere. Im Grunde war sie ebenso sehr New Yorkerin wie Pariserin. Sie ging in eines der Badezimmer und holte sich eine Halsschmerztablette aus dem Arzneimittelschrank. Es war immer dasselbe: Sobald sich ein wichtiges Ereignis am Horizont abzeichnete, traten bei ihr irgendwelche körperlichen Beschwerden auf. Als Jugendliche zog sie sich vor einer Verabredung mit

einem Jungen oder vor einer Prüfung regelmäßig Lippenherpes zu. Über den endlos langen Flur gelangte sie zu dem Zimmer zurück. Die Wohnung bestand aus zwölf Räumen, von denen sechs Wohnräume und vier Badezimmer waren. Bei einem Quadratmeterpreis von fünfzehntausend Euro konnte sie sich das Leben in dieser sehr begüterten Gegend des VII. Arrondissements, einer der teuersten von Paris, nur deshalb leisten, weil die Wohnung Teil ihres väterlichen Erbes war.

Eine SMS auf ihrem Handy teilte ihr mit, dass ihr Wagen des Pariser Taxiunternehmens G7 eingetroffen war. Sie beugte sich über das Bett und bewunderte ein letztes Mal das Kunstwerk auf dem Bildschirm ihres MacBooks: *La Sentinelle*. Ein Bild von Victor Czartoryski. Nein, nicht *ein* Bild. *Das* Bild. Das Meisterwerk des amerikanisch-polnischen Malers, das 1970 dessen zweite Schaffensperiode, die des »metaphysischen Realismus«, eingeleitet hatte. Das Gemälde, das neben Pollock, Warhol und anderen einen der bekanntesten amerikanischen Künstler des 20. Jahrhunderts aus ihm gemacht hatte. Eine schemenhafte menschliche Silhouette, mit wütenden schwarzen Pinselstrichen auf grauem Grund gemalt, mit kaum wahrnehmbaren Spuren von Grün und Kadmiumgelb und mit gespachtelten Stellen in einem außergewöhnlichen Rot.

*La Sentinelle*. Das Lieblingsbild ihres Vaters und auch das von Lorraine ... Sie betrachtete es zum hundertsten Mal. In wenigen Stunden würde es vielleicht ihr gehören.

Sie wollte den Laptop gerade herunterfahren und ihn in die

Hülle schieben, als eine neue Nachricht in ihrer Mailbox und gleich darauf auch auf dem Display ihres iPhone auftauchte. Sie erstarrte. *Absender unbekannt. Kein Betreff* ... In ihrem Gehirn schrillten die Alarmglocken. Angst überkam sie. Ihre Kehle war wie ausgetrocknet, als sie die Nachricht öffnete.

*Du kannst gehen, wohin du willst, Lorraine,  
du wirst mir nicht entkommen.*

Lorraine starrte auf den Bildschirm, ihre Sinne waren wie betäubt.

Sie versuchte ihre Fassung wiederzufinden, schaltete den Apparat aus und klappte ihn zu. Auch löschte sie sämtliche Lampen, sodass nur noch das Licht der Straßenlaternen die leeren Räume erhellte. Die Tasche mit dem Laptop schräg über die Schulter gehängt, den Koffer in der Hand, lief sie zur Tür, schloss die Wohnung ab und eilte zum Fahrstuhl.

Sie rannte den Bürgersteig entlang. Obwohl sie das Gesicht im Schal und im Kragen ihres Mantels vergraben hatte, schlug ihr der kalte Regen ins Gesicht. Sie lief auf das Taxi an der Ecke Avenue Barbey d'Aureville und Avenue Émile Deschanel zu und ruinierte sich dabei innerhalb weniger Sekunden die Frisur.

Die Rinnsteine liefen über, der Regen ergoss sich über Fassaden und Asphalt. Kein Mensch war zu sehen. Das Viertel sah aus, als hätten die Bewohner es verlassen. Wie eine unheilvolle Großstadtwüste.

Erst als sie in den Fond des schwarzen Mercedes stieg, bemerkte sie, dass sie heftig zitterte. Mit dem Gefühl, einer Gefahr entronnen zu sein, ließ sie sich auf die Rückbank sinken und sagte sich, dass er sie in New York vielleicht in Ruhe lassen würde. Sie wünschte, ihr Abschied wäre endgültig. Sie wünschte, der große Tag wäre bereits gekommen. Bald. Nächsten Monat. Dieser Aufenthalt war nur ein Vorspiel, der vorbereitende Besuch vor dem großen Sprung. Wenn erst einmal sechstausend Kilometer zwischen ihr und ihm lagen, fehlten ihm hoffentlich die Mittel, ihr weiterhin das Leben zu vergällen.

\*\*\*

Er verlässt Rikers Island noch am gleichen Tag. Es schneit. Es ist bitterkalt an diesem frühen Morgen. In New York ist die Temperatur deutlich unter null gefallen. Die ganze Stadt unter dem dunklen Himmel ist von einem reinen, blendenden Weiß. Ein Dezember wie jeder andere im Big Apple.

Er heißt Léo Van Meegeren, ist einunddreißig Jahre alt – und an diesem Punkt der Geschichte endlich frei.

Um den Gefängnis-komplex von Rikers Island zu betreten oder zu verlassen – der größte im Staat New York und der zweitgrößte der Vereinigten Staaten, der, wie der Name schon sagt, auf einer Insel mitten im East River erbaut wurde –, muss man eine eintausendzweihundertachtzig Meter lange Brücke überqueren. Genau das tat der Gefangenentransporter, der Léo

an diesem Morgen wegbrachte, begleitet von Mowengeschrei und eisigen Windböen.

Léo schwankte auf der Rückbank hin und her, aber er lächelte. Denn nach drei Jahren Haft im Otis Bantum Correctional Center, einem der zehn Gefängnisse des Komplexes, konnte er Rikers Island endlich verlassen. Was er verbrochen hatte? Nun, Léo verstand es, Gemälde von Pissarro, Renoir, van Gogh, Matisse genauso gut, wenn nicht besser als die großen Meister selbst zu malen. Er war ein Fälscher. Oder war jedenfalls einer gewesen. Nach drei Jahren in der Arrestzelle hatte er beschlossen, den Pinsel beiseitezulegen.

Mit seiner verwaschenen Jeans, dem schwarzen Rollkragenpulli, der leichten Wildlederjacke und den etwas zu langen braunen Haaren ähnelte Léo Van Meegeren eher einem Künstler – der er ja wirklich war – als einem Ex-Häftling. Er war eins fünfundachtzig groß und wog achtzig Kilo, sieben mehr als bei seiner Ankunft auf Rikers. Das zusätzliche Gewicht verdankte er sportlichen Übungen im Gefängnis. Aber abgesehen von seinem katzenartigen, leicht nachlässigen Gang, der so langsam war, dass man es für Berechnung halten konnte, fielen an ihm vor allem seine riesigen grauen Augen auf, die aufmerksam und verträumt zugleich wirkten. Sein Blick war der eines Raubtiers oder der eines Malers, je nachdem.

Die raubtierhafte Seite beruhte vermutlich auf den drei Jahren, die er auf Rikers verbracht hatte. Aggressionen, Misshandlungen der Häftlinge durch die Wärter oder durch andere Häft-

linge, Sadismus, sexuelle Gewalt, illegale Geschäfte jeder Art, Leibesvisitationen am nackten Körper vor den Mitgefangenen, der Dschungel aus Beton, in dem sich ein Krankenhaus, eine Kapelle, Baseballfelder, ein Elektrizitätswerk, eine Laufbahn und zwei Bäckereien befanden – alldem eilte der Ruf jener Gewalttätigkeit voraus, die aus Rikers eines der schlimmsten Gefängnisse in den USA gemacht hatte. Am 22. Juni 2017 verkündete der Bürgermeister von New York höchstpersönlich, er habe die Absicht, Rikers Island innerhalb der nächsten zehn Jahre zu schließen.

Für Léo war es höchste Zeit. Mit dem Rücken an die vibrierende Seite des Kastenwagens gelehnt, saß er regungslos da, während er hin und wieder einen flüchtigen Blick auf seine Weggenossen warf. Sieben von ihnen wurden an diesem Tag entlassen. Sieben Geschichten, sieben Werdegänge. Sieben nervöse oder erloschene Gesichter. Der Wagen verlangsamte die Fahrt, hielt schließlich an. Die Türen öffneten sich. Der Widerschein des Schnees drängte die Finsternis zurück und ließ die Männer blinzeln.

»Na los, ihr da drin. Alle Mann aussteigen!«

Sie sahen einander an. Léo bemerkte, dass sich einige Männer in einer Art Schockzustand befanden.

»Kommt schon, beeilt euch! Es ist kalt hier!«

»Verdammte Scheiße«, sagte der neben ihm. »Ich kann es einfach nicht fassen.«

Léo sah, dass ein junger Kerl von Mitte zwanzig heiße Tränen

vergoss. Der Älteste von ihnen – er ging bereits auf die siebzig zu – saß immer noch auf der Bank und schien unfähig, sich zu erheben. Léo legte ihm eine Hand auf die Schulter.

»Wir sind da, Charlie. Wir müssen jetzt gehen.«

Der Alte hob den Kopf, musterte ihn mit stumpfem Blick, und Léo begriff, dass er Angst hatte. Angst vor der Freiheit. Angst vor den leeren Tagen da draußen. Léo erinnerte sich an einen Song von U2, in dem es hieß: *In New York, freedom looks like too many choices.*

Beim Aussteigen stellte er fest, dass seine Jacke für die Jahreszeit viel zu dünn war. Es war höllisch kalt, und noch immer fiel hinter den Pfeilern der Hochbahn dicht und schwer der Schnee. Er ließ seinen durchdringenden Blick durch den Transporter wandern, der unter dem hohen

Metallgerüst der Station Astoria-Ditmars Boulevard in Queens parkte. Als ihm einfiel, dass sich unter den Sachen, die sie ihm zurückgegeben hatten, auch ein altes Ticket befand, fragte er sich, ob es drei Jahre später immer noch gültig war. Die Art von Fragen, die nur einem Ex-Häftling in den Sinn kommen konnten.

In dem Zug, der sich wenige Minuten später lärmend in Bewegung setzte, um ihn nach Südwesten zur Insel Manhattan zu bringen, verengten sich seine großen grauen Raubtieraugen. Betäubt von der Menschenmenge, stand er inmitten der Passagiere.

Wie ein Kind drückte er die Stirn an die Fensterscheibe und

genoss den Anblick der kleinen Flachdachhäuser, die in der aufgehenden Sonne vorbeiflogen. Er betrachtete verschneite Straßen, vereiste Spielplätze und weiße Schnellstraßen, auf denen die Autos nur in Zeitlupe vorankamen. Als handle es sich um sanfte Musik, lauschte er dem Getöse der hin und her schwankenden Hochbahn, die dem auf Rikers üblichen Lärm in nichts nachstand. Bis zu dem Augenblick, in dem sich der Zug in die Eingeweide der Stadt bohrte und in das unterirdische Netz gelangte.

Siebenundzwanzig Minuten nach der Abfahrt kam Léo aus der Station Prince Street an der Ecke zum Broadway wieder zum Vorschein. Er gab acht, auf den glatten Bürgersteigen nicht auszurutschen, stieg über große Schneeverwehungen hinweg und begegnete vereinzelt sich gegen die Kälte zusammenkrümmenden Passanten. Er war auf eine heftige, geradezu unverschämte Art glücklich. Und obwohl der eisige Wind durch seine Jacke drang, hatte er es nicht besonders eilig. Er erkannte jede Straße, jede Kreuzung und jedes Gebäude, auch wenn sich die Geschäfte in den drei Jahren verändert hatten.

Dies war sein Viertel. Ein Viertel mit gepflasterten Straßen, Restaurants, Boutiquen, schicken Galerien und *Cast-Iron Buildings*, Häusern mit gusseiserner Fassade, die mehr als hundert Jahre zuvor erbaut und längst in sündhaft teure Künstlerlofts umgewandelt worden waren.

Ihm war kalt, seine Hände und Füße fühlten sich wie erfroren an, als er die Wooster Street hinaufging. Er kam an einem großen

Umzugswagen vorbei. Junge Leute räumten ihn aus, indem sie die Möbel auf dem Schnee abluden. Vor einem kleinen fünfstöckigen Backsteingebäude blieb er stehen, betrachtete die Außentreppe, an der ein Fahrrad angekettet war, die hohen Fenster und die Feuerleiter aus Metall, die sich im Zickzack an der Fassade emporrankte.

Im Lauf seiner dreijährigen Haft hatte er zweimal geweint. Alle Männer weinen im Gefängnis. Mitten in der Nacht, in der Dunkelheit, lassen sie sich die Tränen lautlos über die Wangen laufen, bis sie das Laken benetzen, um sie dann abzuwischen, unbemerkt von ihrem schlafenden Zellengenossen. Damals war es ihm vorgekommen, als wäre das Gefängnis ein Monster, das ihn verschluckt hatte und nie wieder ausspucken würde.

Mit vom Schneesturm zerzausten Haaren stand er regungslos unter dem dunklen Himmel. An diesem Tag weinte er nicht. Sein Blick wanderte langsam über die Fassade und nahm jedes Detail wahr, als beabsichtigte er, alles so realistisch wie möglich, im Stil eines Charles Sheeler oder Edward Hopper nachzumalen.

Dennoch war er innerlich bewegt. Verdammt bewegt sogar.

Denn er war wieder zu Hause.

Er bemerkte den Mann nicht, der ihm in der Subway gefolgt war und ihn nun aus gut zwanzig Metern Entfernung beobachtete. Er hatte die Augen gegen den Rauch der Zigarette, die in seinem Mundwinkel steckte, zusammengekniffen, und sein Gesicht war so lang und mager, dass es merkwürdig eindimensional wirkte.

★★★

Um 18 Uhr begann die Auktion bei Laurie's. Eine Versteigerung im Auftrag mehrerer Eigentümer.

Die beiden Höhepunkte des Abends waren ein De Kooning und ein Hockney. Außerdem gab es zwei *White Writings* von Mark Tobey, einen Barnett Newman in hypnotisch leuchtendem Rot und ein zu Unrecht naiv wirkendes Werk von Philip Guston.

Aber Lorraine hatte nur Augen für *La Sentinelle*. Sie begehrte das Gemälde auf eine irrationale, besessene Art und Weise. Seit sie volljährig war, hatte sie einen Teil des väterlichen Erbes für den Tag auf die Seite gelegt, an dem Czartoryskis Meisterwerk erneut im Rennen sein, für den Tag, an dem es noch einmal zum Verkauf stehen würde. Denn das war es, was ihr Vater gewollt hätte. Kurz vor seinem Tod, sie war erst sieben Jahre alt, hatte er gesagt, er bereue nur eine einzige Sache in seinem Leben: dieses Bild nicht selbst gekauft zu haben.

Und nun war der große Tag gekommen.

Als er rauchend nur wenige Meter von dem Auktionshaus entfernt auf dem Gehweg am Central Park West stand, sah Léo sie aus dem Gebäude kommen. Er betrachtete die Frau, die gerade für mehr als vier Millionen *La Sentinelle* erworben hatte.

Die Frau überquerte mit festem Schritt den Zebrastrifen der breiten Straße. Er wusste nicht, warum, aber er fand, dass sie

etwas Französisches an sich hatte, und er dachte an seinen Aufenthalt in Paris, an den Louvre, das Musée d'Orsay, an die Nationalgalerie Jeu de Paume, an Saint-Germain-des-Prés und das Centre Beaubourg. Er erinnerte sich auch an die Place de la Contrescarpe, wo er sich vergeblich auf die Suche nach Hemingways Seele gemacht hatte.

Er folgte ihr mit dem Blick, denn er fand sie schön. Seine Augen leuchteten, wie immer, wenn ihm etwas oder jemand gefiel ... ein Bild oder eine Frau. Er stellte sich vor, wie er sie ansprach, ihr sagte, wie sehr auch er dieses Gemälde liebte, dass es sein Lieblingswerk der amerikanischen Malerei der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts war. Dass sie gut daran getan hatte, es zu kaufen. Dass er an ihrer Stelle genauso gehandelt hätte, wenn er genug Geld gehabt hätte.

Als die Frau in den Central Park einbog, lag noch immer das verträumte Lächeln auf seinem Gesicht. Er schaute ihr nach. Da sah er, wie ein Mann, der vorgebeugt, das Gesicht unter einer Kapuze verborgen, auf einer Bank saß, abrupt aufstand und sich auf ihre Fährte setzte, nachdem sie vorbeigegangen war.

Léo ließ die Kippe fallen, schaute einmal nach links und einmal nach rechts. Dann traf er eine Entscheidung – noch nicht ahnend, dass diese Entscheidung nicht nur sein Leben für immer verändern würde ...

# GEWINNE 3x2 TICKETS VON ArtNight

GROSSES  
GEWINN-  
SPIEL!  
[piper.de/miller](http://piper.de/miller)



© Adobe Stock

**Passend zur Veröffentlichung von »Uns bleibt immer New York« verlosen wir 3x2 Tickets von ArtNight.**

ArtNights sind inspirierende Malkurse, die deutschlandweit in Bars und Restaurants stattfinden. Bei einer ArtNight malen Menschen unter Anleitung von Künstler:innen Schritt für Schritt ein eigenes Kunstwerk und genießen das Gefühl, kreativ zu sein.

# EINE SCHICKSALSHAFFE BEGEGNUNG. EINE DUNKLE BEDROHUNG. EINE UNSTERBLICHE LIEBE.

Lorraine leitet eine Pariser Werbeagentur, ihre Leidenschaft aber gehört der Kunst. Um ein Gemälde zu ersteigern, das für sie unschätzbaren Wert hat, reist sie nach New York. Nach der Auktion wird sie im Central Park von einem Unbekannten überfallen. Nur das mutige Einschreiten des Malers und ehemaligen Kunstfälschers Léo verhindert Schlimmeres. Dieser Moment verändert alles: Zwischen Lorraine und Léo funkt es sofort. Sie verbringen unvergessliche Tage in New York und schmieden Zukunftspläne. Doch als Lorraine Léo vor ihrer Abreise ein letztes Mal treffen will, versetzt er sie und bricht den Kontakt ab. Lorraine ist fassungslos. Was verbirgt Léo vor ihr? Noch ahnt sie nicht, dass Léos und ihr Schicksal schon lange miteinander verbunden sind und dass jemand nicht nur ihre Liebe, sondern auch ihre Leben bedroht. Und dass alles auch mit jenem besonderen Gemälde zusammenhängt ...

EAN 4043725011926 ©AdobeStock/paul

**PIPER** So vielseitig wie unsere Leser. [piper.de](http://piper.de)   